

Das Oberland macht «Blauen»

Färbereien – einst der grösste Manufakturzweig im Zürcher Oberland

Die Färbereien im Zürcher Oberland unterlagen, im Gegensatz etwa zum Verlagswesen, keiner Zunftordnung. Dies führte seit dem 17. Jahrhundert zum Aufbau zahlreicher Färbereimanufakturen in den wichtigen Marktorten der Region. Die Färbereien entwickelten sich später sogar zum grössten Manufakturzweig im Oberland. Es ist deshalb erstaunlich, dass im Zusammenhang mit der Textilindustrie sehr wenig über diesen Zweig der Veredelung – das Färben der in der Landschaft gewebten Stoffe – geschrieben wurde.

Im 17. und 18. Jahrhundert entwickelte sich die Textilindustrie zum führenden Gewerbe- und Exportzweig des Kantons. Schon bald gehörte das Zürcher Oberland zu den am höchsten industrialisierten Regionen der Schweiz. Gesponnen und gewebt wurde vorwiegend in den Stuben zu Hause, die weitere Stoffveredelung wie das Färben und Bedrucken dagegen fand in handwerklichen Fabrikbetrieben statt, in sogenannten Manufakturen («manu factum», von Hand gemacht, waren alle Garne, Tücher und Farb-



Waidpulver.

muster bis zur industriellen Revolution). Aber nicht nur einheimische Stoffe und Garne wurden im Auftrag von Webern und Kaufleuten gefärbt, sondern auch importierte Ware.

Bis ins 19. Jahrhundert wurden die Stoffe in handwerklich aufwendigen Prozessen und

nach streng gehüteten Rezepten gefärbt. Als dann um 1870 synthetische Farbstoffe entwickelt wurden, verdrängten diese die Naturfarbstoffe fast vollständig und läuteten den Untergang der Färbereimanufakturen ein.

Färbereien in der Region

Im Unterschied zu den hochmechanisierten Mühlen und Fabriken waren die Färbereien nicht auf Wasserkraft zur Energiegewinnung angewiesen. So entstanden bereits im 17. Jahrhundert an den wichtigen Marktorten wie Uster, Wetzikon, Bauma oder Grüningen Dutzende Färbereien mitten im Dorf, nicht selten mit Bleiche, Walke und Mangel als Nebenbetrieben.

Bei den ältesten Färbereibauten handelt es sich um

zusammengebaute Wohn- und Gewerbehäuser. Viele dieser Gebäude blieben dank ihrer grossen Bauvolumen und schönen Fassaden erhalten; sie werden jedoch heute vorwiegend als Wohnbauten genutzt.

Ein typisches Beispiel für diese Bauweise ist die ehemalige Färberei «Zur Farb» in Stäfa (heute Dorfstrasse 11–15). Das Gebäude ist vermutlich die älteste noch erhaltene Färberei im Kanton Zürich. Der älteste Hausteil, ein Bohlenständerbau auf einem gemauerten Sockelgeschoss mit einem stehenden Dachstuhl und Ziegeleindeckung, wurde um 1460 erstellt. Das Haus veränderte sich zwar im Laufe der Jahrhunderte immer wieder, verlor aber nie seinen originalen Charakter. Erst

Blau ist mehr als nur eine Farbe

Die Blaufärberei hat auch Spuren in unserer Sprache hinterlassen. Mit «blau machen» bezeichneten die Blaufärber die Zwangspausen, die im Laufe des komplizierten Färbeprozesses auftraten. Über das Wochenende lag das Färbegut in der Küpe, und am Montag wurde «blau gemacht», indem die Textilien zur Oxidation aufgehängt wurden. Erst dann konnte das Blau seine volle Pracht entfalten. Die Bezeichnung des «blauen Montags» und des «Blaumachens» geht also auf den arbeitsfreien, ruhigen Wochenbeginn der Färber zurück.



Haus «Zur Farb» in Stäfa (Foto: Kulturdetektive).

Färbereien im Zürcher Oberland

Bauma, Bäretswilerstrasse 3: Doppelwohnhaus mit Färberei (1812), Anbau Blaufärberei (1841)
 Fehraltorf, Kempthalstrasse: ehemalige Wolltuchfabrik und Färberei (1835), Abbruch 1979
 Gossau, Oberdorf: Farb-, Wasch- und Galanderhaus mit Wasserwerk (1826), Angliederung Kattundruckerei (1831), Rot- und Blaufärberei, Trockenturm (1841), heute moderner Neubau
 Gossau, Ametsberg: Wasch- und Farbhaus (1818), Abbruch 1959
 Greifensee, Säge: Trockenturm und Bleichereigebäude (1841)
 Greifensee, Städtchen: Färberei und Mangelgebäude mit Luft- und Wärmetrocknung (1855)
 Greifensee, Städtchen: Färbereigebäude (1854)
 Grüningen, Städtchen: Färberhäuser (1813), Blaufarbhäuser (1860)
 Hintereggen, Haldenstrasse 1: Wohnhaus mit Farbhaus (1827), Blaufärberei (1877)
 Hinwil, Zürcherstrasse 18: Blaufärberei (1838)
 Hittnau/Luppmen: ehemalige Sennhütte, Färberei mit Wohnung (1870)
 Kyburg: Blaufärberei (Abbruch 1864)
 Russikon, Bläsimühli: Wohnhaus, Walchehaus und Färberei (1827)
 Stäfa, Dorfstrasse 11–15: Färberei «Zur Farb» (um 1460)
 Uster, Seestrasse 4: Untere Farb (1672)
 Uster, Zentralstrasse 19: Wohnhaus mit Rotfärberei (18. Jh.)
 Uster, Florastrasse 4: Färberei (17. Jh.), Blaufarbhäuser (1838)
 Wald, Schmitzenbach 4: Färberei (1877)
 Wetzikon, Farbstrasse 1: Färberei und Wohnhaus (Mitte 18. Jh.), Blaufarbhäuser (1839)
 Wila, Sommeraustasse 2: Färberei, Blaufärberei (1830)
 Wila, Ägetswil: Wohn- und Rotfarbhäuser (1822), Blaufarbhäuser (1841)

1735 baute der Färbermeister Johannes Pfenninger den stattlichen nördlichen Hausteil an. Auffallend dabei war die farbige Fassadenbemalung am oberen Hausteil, was darauf hindeutet, dass die Färberfamilie zu den wohlhabenden Familien in Stäfa gehörte und damals auch die Landrichter und Untervögte stellte.

In der Blütezeit der textilen Heimarbeit, während des 17. und 18. Jahrhunderts, wurden

in der Färberei Garne und Stoffe gefärbt und zum Handel nach Zürich gebracht. Daran erinnern noch heute die grossen Lauben im Ökonomieteil, in denen die gefärbten Tücher zum Trocknen an die frische Luft gehängt wurden. 1980 bis 1983 wurde das Gebäude, in dem heute das Ortsmuseum Stäfa untergebracht ist, zusammen mit der Denkmalpflege einer Gesamtrestaurierung unterzogen.

Haus «Zur Farb» in Stäfa: Detail der Hängevorrichtung (Kulturdetektive).



Eines der ältesten Häuser im alten Dorfkern von Bauma wurde im 19. Jahrhundert ebenfalls als Färberei genutzt. Das Haus «Zur Farb» (heute Bäretswilerstrasse 3) geht auf das 17. Jahrhundert zurück und blieb bei dem grossen Brand von 1786 verschont. Das Gebäude ist für seine Zeit und für das Oberland ausgesprochen bemerkenswert. Es besteht aus zwei symmetrischen zusammengebauten Hausteilen und ist ein typisches Beispiel für ein frühes Doppelwohn- und Gewerbehäuser. Seit 1812 ist darin auch eine Färberei nachgewiesen; die Besitzer waren damals Heinrich Bosshardt und der Färber Cappeler, der 1841 noch ein eingeschossiges Blaufärberhaus anbaute. Die Blaufärberei blieb bis Ende des 19. Jahrhunderts in Betrieb. Heute sind in dem Gebäudeteil drei Garagen untergebracht.

Das grossvolumige und eindrückliche Gebäude neben der Kirche steht heute unter Denkmalschutz. Die Dachkerker in der Mittelachse des Gebäudes halten die beiden Hausteile zusammen und betonen seine Symmetrie. Der südliche Hausteil ist verputzt, im westlichen dagegen sind die originalen Riegel noch sichtbar. Es fehlen jedoch auf der strassenseitigen Traufseite die Holzlauben im zweiten Obergeschoss auf der ganzen Länge. Unter diesen Lauben hängte man wahrscheinlich das Färbergut zum Trocknen auf. Auf der Rückseite sind die Lauben im Zusammenhang mit den hölzernen Abortanlagen im ersten und im zweiten Obergeschoss noch vorhanden.

In Wetzikon steht ein weiteres Beispiel einer stattlichen Färberei. Das Haus «Zur Farb» (heute Farbstrasse 1) ist ein hochgiebliger Teilfachwerkbau und ragt als markanter westlicher Abschluss der Siedlung Oberwetzikon aus der ihn umgebenden niedrigen Flanzbebauung heraus. Eine Bauinschrift an der nördlichen Wandpfette bestätigt sowohl das Baujahr 1758 als auch die Färberei. «Diser Bau hat lassen bauwen Meister Jakob Wäber Fä(r)ber zu Wetzicken.» Der Bauherr stammte aus Dürnten und gehörte wohl



Haus «Zur Farb» in Bauma mit dem eingeschossigen Blaufärbereigebäude (Kulturdetektive).

jener Färberdynastie an, die ihr Gewerbe bereits im 16. und 17. Jahrhundert im Städtchen Grüningen betrieb.

Ähnlich wie in Bauma wurde auch in Wetzikon 1836 ein separates, kleines, zweigeschossiges Blaufärbereigebäude angebaut, das mit einem eingeschossigen Verbindungsbau an das grosse Hauptgebäude angebunden wurde. 1873, nur fünf Jahre

nach der Einstellung des Blaufärbereibetriebes, wurde es zu einem Wohnhaus umgebaut. Die Einstellung des Färbereibetriebes 1868 brachte das Ende des seit über Jahrhunderten in Wetzikon bezeugten Färbergewerbes. Heute beherbergt das Blaufärbereigebäude das Museum Wetzikon (Gesamtrenovation 1983/1984).

In Wetzikon legte man auch jahrhundertlang Stoffe zum

Trocknen oder Bleichen auf die Wiese. Davon zeugen Flurnamen wie «Färberwiesen». Die Färberwiese lag hinter dem Bahndamm im Bereich der heutigen West- und Elisabethenstrasse.

Auch in Uster gab es Färbereien. So betrieb um 1672 Hans Felix Schättig zwei Farbkessel an der «Unteren Farb» (heute Seestrasse 4) und legte die Tücher nach der Behand-

Haus «Zur Farb» in Bauma, Rückfassade Holzlaube (Kulturdetektive).





«Farb» in Wetzikon mit dem angebauten kleinen Blaufärbereigebäude (Kulturdetektive).

lung mit den «Farbdrogen» zum Trocknen auf die benachbarte Wiese. Bereits damals führte eine Brücke über den Aabach zur Färberei. Mit der Aabachkorrektur 1822 wurde jedoch eine gedeckte Holzbrücke gebaut, die bis heute als «Teckts Brüggl» steht. Über 200 Jahre war die Färberei in Betrieb, bis sie schliesslich 1848 zum Wohnhaus umgebaut wurde. Heute steht die «Untere Farb» unter Denkmalschutz.

«Hänkitürme» werden gebaut

Im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert änderte sich das Aussehen der Färbereigebäude. Jahrhundertlang hatte man die gefärbten Tücher zum Trocknen auf die Wiesen gelegt; nun baute man hohe Trocknungstürme, sogenannte «Hänkitürme», bei denen unter den vorkragenden Dächern und an speziellen Hängevorrichtungen die Tücher aufgehängt und vom

Wind getrocknet wurden. Mit dem Bau der Trocknungstürme wurde die Färbenutzung der Gebäude nun von aussen ablesbar. Dies war bei den früheren Färbereien, deren Gebäude keine spezifischen Merkmale aufwiesen und sich nicht von gewöhnlichen Wohnbauten unterschieden, nicht der Fall.

Vor allem im Glarnerland, das sich sehr stark auf die Stofffärberei und -druckerei spezialisiert hatte, schossen solche Türme wie Pilze aus dem Boden. Noch heute charakterisieren sie die Landschaft entlang der Linth. Um 1830 wurde die Trocknung durch den Bau von Warmhängetürmen, die im Innern bis auf 60 Grad Celsius beheizt werden konnten, noch weiter rationalisiert.

Von diesen markanten Trocknungstürmen haben im Zürcher Oberland nur wenige überlebt und sind heute nur noch als stark umgebaute Beispiele erhalten. Einer dieser Trocknungstürme steht bei der «Oberen Farb» oder «Blaufarb» in Uster (heute Florastrasse 6). Sie wurde ab dem 17. Jahrhundert betrieben. Das bestehende ehemalige Blaufarbhaus, ein turmartig hohes Gebäude mit ausladendem Obergeschoss zum Heraus-

hängen und Trocknen der Tücher, wurde 1845 durch Berthold Kirchoffner als solches ausgebaut. 1849 kam eine Luft- und Wärmetrocknerei dazu. Heute ist der Trocknungsturm zum Wohnhaus umgebaut. Seine einstige Funktion ist kaum noch ablesbar, da die Holzkonstruktion aufgemauert und das Walmdach durch ein Mansardgiebeldach ersetzt worden ist. Der ehemalige Gewerbekanal, an dem die Färberei stand, ist heute zugeschüttet. Man kann ihn jedoch noch erahnen.

Ein weiterer Trocknungsturm aus dieser Zeit steht im Städtchen Greifensee. Anstelle der abgebrannten Wirtschaft Krone entstand 1834 ein stattliches zweigeschossiges Gebäude (heute Städtli-Strasse 62), in dem Jacob Pfister ab 1854 eine Färberei betrieb. Bereits ein Jahr später, 1855, erbaute er daneben anstelle eines Bauernhauses eine Färberei mit einem Mangelgebäude und einem typischen Tröckneturm. Dem dreigeschossigen, in Holz und Fachwerk erstellten Turm mit seinem weit auskragenden Pyramidendach ist seine ursprüngliche Funktion als Trocknungsturm, an dem die Tücher herunter hingen, um an der Luft zu trocknen, noch deut-

lich anzusehen. Er steht als einer der wenigen Zeugen dieses Bautyps unter Schutz. Nach der Aufgabe des Färbereibetriebes um 1900 nutzte eine Leimfabrik während dreier Jahre die Gebäude (daher der Name «Limi» für den ehemaligen Tröckneturm).

Als zu Beginn des 20. Jahrhunderts synthetische Farbstoffe entwickelt wurden, bekam dies auch das Zürcher Oberland stark zu spüren. Die meisten Färber mussten ihren Betrieb einstellen, denn sie konnten mit den neuen chemischen Färbereien in Zürich nicht mehr konkurrieren.

Umso erfreulicher ist es, dass sich in Oberuster in jüngster Zeit eine Farbmanufaktur der besonderen Art niedergelassen hat (kt.COLOR AG). In der ehemaligen Weberei des Trümpfer-Areals stellt die Chemikerin Katrin Trautwein als weltweit einzige die Farben der Le-Corbusier-Polychromie her. Die Farben enthalten nur reine Naturpigmente, wie zum Beispiel das Lapislazuli in der blauen Farbe.

Kattundruckereien im Oberland

Neben den Färbereien gab es im Zürcher Oberland auch vereinzelt Kattundruckereien. Das Bedrucken von Kattun (ein dichtes Baumwollgewebe) mit farbigen Motiven war wesentlich aufwendiger als das Färben von unifarbene Stoffen, stand aber in grosser



Blick in das Städtchen Greifensee; rechts ist der «Hänkiturm» ersichtlich. (Gouache, Johann Jakob Egli zugeschrieben, um 1870, aus: Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. III, S. 474).

Konkurrenz dazu. Die Kattundruckereien waren im Unterschied zu den lokalen Färbereien auf den Welthandel angewiesen. Bedruckte Taschentücher wurden in den Nahen Osten exportiert, farbige Bekleidungstücher in die Niederlande.

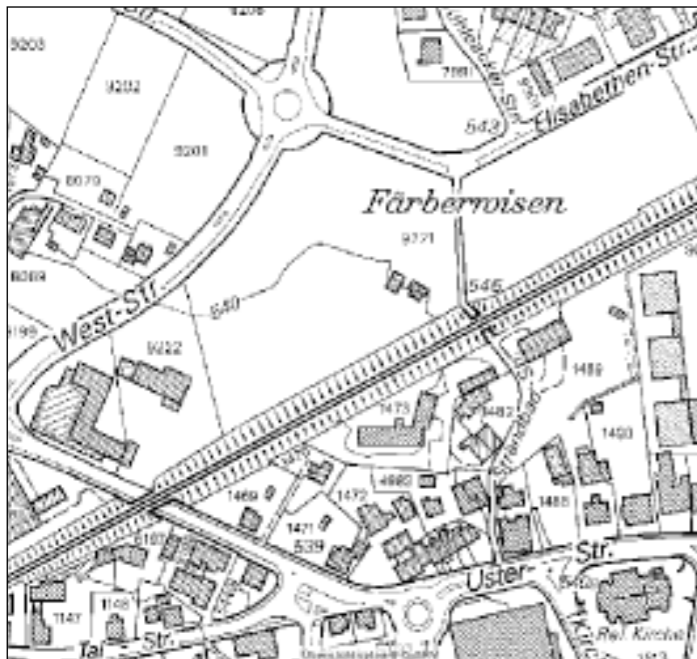
Da die Kattundruckerei einem aufwendigen Verfahren unterlag, entwickelten sich die erfolgreichen Betriebe meist zu grösseren Fabriken. So baute Johann Jacob Hofmeister im 18. Jahrhundert in Zürich-

Wipkingen eine Kattundruckerei, die als Grossmanufaktur Baumwolltücher bedruckte und zu Taschentüchern und Kleiderstoffen verarbeitete. Drei Jahre nach Hofmeister baute sein grösster Konkurrent, Melchior Esslinger, auf dem gegenüberliegenden Limmatufer die grösste Zürcher Fabrikanlage des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in der zeitweise über 500 Arbeiter beschäftigt waren.

Als die liberale Verfassung 1831 die Handels- und Gewer-

freiheit verankerte, war es auch in der Landschaft möglich, Kattundruckereien zu gründen. So entstand 1832 in Egg eine kleine Druckerei im Nebengebäude des Landrichterhauses Zollinger, weitere in Männedorf und Gossau. Die Baumwolldruckerei erlebte im Kanton Zürich nur eine kurze Blütezeit. Als eine der letzten überlebte die grosse Kattundruckerei in Richterswil, die aber in den 1920er Jahren ebenfalls ihre Tore schliessen musste.

Planausschnitt mit Flurbezeichnung «Färberwiesen».



Blick auf die «Obere Farb» in Uster, im Hintergrund der sogenannte «Hänkiturm» (Silvia Steeb).



«Limi» Greifensee, ehemaliger «Hänkiturm» (Silvia Steeb).



Blau färben

Für die Blaufärberei war der Färberwaid (*Isatis tinctoria*) lange Zeit die einzige Färbepflanze Europas. Der darin enthaltene blaue Farbstoff Indigotin war bereits im frühen Mittelalter bekannt. Die grössten Anbaugelände des Färberwaid lagen in der Gegend von Thüringen (Deutschland) und im Raum Languedoc (Frankreich). In welchem Umfang der Waidanbau in der Schweiz gepflegt wurde, ist nicht belegt. Für die Hausfärbereien des Zürcher Oberlandes spielte die sogenannte Urinküpe eine wichtige Rolle, mit der noch bis ins 20. Jahrhundert gefärbt wurde. Dafür wurde zur Herstellung der blauen Farbe der Färberwaid in einem Gärungsbad (Küpe) mit Urin vergoren.

Mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien konnte erstmals der echte Indigo (*Indigofera tinctoria* / *Indigofera argentea*) nach Europa eingeführt werden. Die Portugiesen nannten ihn «Anil», nach

dem altindischen Wort «nilah» (schwarzblau). Dieser tropische Schmetterlingsblütler ergab gegenüber dem Färberwaid mehr und qualitativ besseres Blau. Nach anfänglichen Schwierigkeiten mit diesem neuen Farbstoff wurden von den Blaufärbern verschiedene Techniken entwickelt, und sie ersetzten immer mehr den Färberwaid durch Indigo (Waidküpe). Der Untergang des Waidanbaus war damit nicht mehr aufzuhalten.

Auch wurde mit der Gründung der Ostindischen Handelsgesellschaft im Jahre 1602 der Handel mit Indigo aus Indien und Indonesien intensiviert. Die Spanier bauten in Mittel- und Südamerika grosse Indigopflanzungen, die Franzosen förderten den Anbau auf Santo Domingo und die Engländer gründeten um 1739 die erste Indigopflanzung in South Carolina (Amerika).

Der Anbau von Indigo ging jedoch gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder stark zurück. Blau blieb aber die be-

Färberwaid (*Isatis tinctoria*) aus Carl Axel Magnus Lindman, Bilder ur Nordens Flora, 1901–1905.



liebteste Kleiderfarbe aller Zeiten. Auf der ganzen Welt wurde Arbeitskleidung mit Indigoblau gefärbt. Am berühmtesten ist wohl die Arbeitskleidung der Goldgräber und Cowboys von Lévi Strauss, die sogenannten Blue Jeans.

Zeitgleich mit der Verbreitung der legendären Goldgräbermode tüftelte der Chemiker Adolf von Baeyer an einer Lösung zur chemischen Herstellung des blauen Farbstoffes. Um 1878 gelang es ihm erstmalig, Indigo vollsynthetisch aus Anilin herzustellen. Von Baeyer erhielt 1905 den Nobelpreis für Chemie als Anerkennung seiner Verdienste, die er für die Entwicklung der organischen Chemie und der chemischen Industrie durch seine Arbeiten unter anderem über die organischen Farbstoffe geleistet hatte. Karl Heumann, Professor am Polytechnikum in Zürich, liess am 6. Mai 1890 ein verbessertes

Verfahren der synthetischen Indigoherstellung patentieren. Damit wurde der synthetische blaue Farbstoff billiger, und die Blue Jeans setzte zu ihrem Siegeszug an.

Erfreulicherweise wird heute der Färberwaid in verschiedenen Gegenden Europas wieder kultiviert. Er findet neben der Gewinnung von natürlichem Farbstoff auch Verwendung in der Kosmetik sowie als Holzschutz- und als Heilmittel.

Der Färberwaid (*Isatis tinctoria*) gehört zu den Kreuzblütlern (Brassicaceae). Die zweijährige Pflanze wird bis 1,20 m hoch und bildet im ersten Jahr eine Rosette mit 30 bis 35 cm langen Blättern. Die schmalen, blaugrünen Blätter und die Stängel enthalten den Stoff, aus dem die blaue Farbe gewonnen wird. Der Blütenstand ist verzweigt und trägt zahlreiche gelbe, sehr kleine Blüten. Ab Mitte Juli ist die

Mit dem Waidstein der Waidmühle auf der Zitadelle Cyriaksburg in Erfurt wurde im Mittelalter Färberwaid zerkleinert. (Exponat des Deutschen Gartenbaumuseums in Erfurt)



Indigoherstellung beim Chemiekonzern BASF um 1890.

Waidpflanze behängt mit einer Vielzahl von länglich-ovalen Fruchtschoten. Die erste Ernte erfolgt, sobald die unteren Blätter hart werden. Der gesamte Blattbusch wird vom Wurzelschopf abgeschnitten. Die Ernte kann zwei, drei Mal pro Jahr erfolgen.

Die frisch geernteten Blätter wurden in den Waidmühlen zerquetscht und zu einem Brei verarbeitet, der zur Gärung gebracht wurde. Nach zwei Wochen und nach mehrmaligem Wenden wurde die Masse zu sogenannten Waidkugeln oder Blaukörnern geformt. Die weitere Verarbei-

tung des Farbstoffes war den Färbern vorbehalten. Diese zerkleinerten die Waidkugeln und setzten mit Wasser und Urin einen weiteren Gärungsprozess in Gang. Dieser Prozess wurde in Kübeln durchgeführt, entsprechend nannte man die entstandene Brühe «Küpe». Daraus leitet sich auch der Begriff Küpenfarbstoff ab. Der Gestank durch die Gärung war so intensiv, dass dieser Arbeitsvorgang nicht an Festtagen ausgeführt werden durfte. Nach der Farbbehandlung der Stoffe in der grünlichen Küpe folgte das Aushängen des textilen Färbegutes an der Luft. Erst dann entstand durch Oxidation die blaue Farbe.

Die Autorinnen

Kulturdetektivin Claudia Fischer-Karrer, Historikerin/Kunsthistorikerin; Sandra Ryffel, Landschaftsarchitektin; Silvia Steeb, Gartendenkmalpflegerin/Landschaftsarchitektin

Die Herstellung des Indigofarbstoffes

Die tropische Indigopflanze (*Indigofera tinctoria* / *Indigofera argentea*) gehört zu den Hülsenfrüchtlern (Fabaceae).

Führung

Am Dienstag, 15. Juni 2010, findet um 18 Uhr eine Führung zum Thema dieses «Heimatspiegels» statt. Treffpunkt: Eingang kt.COLOR AG, Trümpfer-Areal, Oberuster; Details siehe www.kulturdetektive.ch.

Sie trägt unpaarig gefiederte Blätter und rote Schmetterlingsblüten in Trauben an den Zweigspitzen. Die Heimat des Indigos liegt in Indien und China sowie im tropischen Afrika.

Der Indigoanbau in den Plantagen erforderte viel Handarbeit, die damals vorwiegend von Sklaven geleistet wurde. Die Pflanze wurde kurz vor der Blüte geschnitten und in Bottichen gewässert, in denen sich der Farbstoff aus der Pflanze löste. In dieser Phase war die Verarbeitung des Indigos besonders unangenehm, da der stinkende und gärende Sud über Stunden hinweg unablässig gestampft werden musste. Der Farbstoff trennte sich so vom Wasser und setzte sich in Flocken auf den Wannenboden ab.

Nach dem Abgiessen des Wassers wurde der Farbstoff, der nun eine puddingartige Konsistenz hatte, in Stoffsäcke abgefüllt, um darin über Nacht weiter Wasser zu verlieren. Am nächsten Tag wurde die Masse in Formen gegeben, erneut gepresst und getrocknet und schliesslich in Würfel geschnitten. Damit war der Farbstoff für den Verkauf transportfähig.

Literatur

- Isatis tinctoria*, aus: Carl Axel Magnus Lindman, Bilder ur Nordens Flora, 1901–1905
- Paul Kläui, Geschichte der Gemeinde Uster, 1964
- Hans Martin Gubler, Die Kulturdenkmäler des Kantons Zürich, Bd. III, 1978
- Archithese 5/1980, Hängertürme und Trocknegebäude der Textilindustrie
- Indigofera tinctoria*, aus: Franz Eugen Köhler, Köhler's Medizinal-Pflanzen, 1987
- HP. Bärtschi, Industriekultur im Kanton Zürich, 1994
- Andreas Dutly, Geschichte des Indigos, Institut für Chemie-/Bioingenieurwesen ETH Zürich, 2003
- Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 4/2004, 5/2005
- Chemie der Farbstoffe von Martin Vonlanthen, Schweizerisches Institut für Berufspädagogik, 5.12.2006
- David Maarsen, Färbepflanzen der Schweiz, Bachelor-Thesis, 2009
- Michael Köhler, Die untere Farb wurde ausserhalb des Dorfes gebaut, AvU, 27.2.2010
- Archive der kantonalen Denkmalpflege, Hinwil, Uster

Arbeitsschritte in einer Indigoherstellung.

(Kupferstich aus: *Histoire générale des Antilles* von Jean-Baptiste du Tertre, 1667)



Blüte der Indigopflanze (*Indigofera tinctoria*)

